

Zeitschrift: Die Kette : Schweizerisches Magazin für Drogenfragen
Herausgeber: Die Kette, Dachverband der privaten therapeutischen Einrichtungen in der Drogenhilfe der Region Basel
Band: 14 (1987)
Heft: 4

Artikel: Die tausend Schüsse oder die Vermummten
Autor: Dinkelmann, Fritz H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-799836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die tausend Schüsse oder die Ver- mumm- ten

Die Autonomen also waren es, die Vermummten, die zwei Polizisten getötet haben. Und die Schüsse kamen aus dem Wald, aus der Dunkelheit, es war nichts zu sehen.

Wenn Menschen sich unkenntlich machen, dann heisst das mit Sicherheit nicht nur, dass uns anderen Böses droht, dann heisst das auch, dass man offenbar von uns nichts Gutes erwartet. Wer sich verbirgt, wer sich vermummt, wer sich unkenntlich macht, will sich keine Blösse geben. Es gibt Leute, die sich unsichtbar machen möchten, und es sind jene Leute, die wir zum Verschwinden gebracht haben. Lange genug waren wir stark genug zu sagen: Euch werden wir es zeigen! Lasst Euch hier nie mehr blicken oder es

knallte jetzt. Das haben wir uns aber anders vorgestellt, wir Recht- und Machthaber. Das Päng hat uns erschreckt. Es ist schlimm, wenn auf Polizisten geschossen wird, ebenso schlimm, wie wenn der Staat auf Demonstranten schießen lässt. Dass aber ausgerechnet Politiker, diese Berufsmaskierten, nun in die Mikrophone brüllen, wer demonstriere, habe sich gefälligst auch dazu zu bekennen und sich zu zeigen, ist eine Verspottung aller, die sich fürchten. Und fürchten tun wir uns alle. Die Angst vor der Demaskierung um Mitternacht haben wir alle.

Die Angst, die Maske zu verlieren, ist jedoch vergleichsweise gering mit der Angst, das Gesicht zu verlieren; und die Angst, das Gesicht zu verlieren ist wiederum noch viel kleiner als die grösste Angst: gar kein Gesicht zu haben.

Die Gesichts- und also Identitätslosigkeit vieler Menschen macht ein Vakuum in dieser Welt, das viel schlimmer ist als das Ozonloch. Durchlöchert und durchsiebt von tausend Schüssen, werden wir die zwei tödlichen Schüsse schon bald nicht mehr hören. Und wer nicht hören will, der muss ja angeblich fühlen. Diese schrecklich Formel: „Wer nicht hören will muss fühlen“. Das heisst doch, dass es einen grundsätzlichen Befehl gibt (Hör zu!), dass es Verkünder (von was?) gibt und solche, denen (was?) verkündet wird. Und wer sich diesem Zwang nicht freiwillig fügen „will“, der „muss fühlen“. Fühlen als Anordnung, als Vergeltung, als Schmerz, und nicht als eine menschliche Fähigkeit, als das Bedürfnis nach Aufnahme von Wärme, Düften, Aussichten und Wohlklingendem.

„Wer nicht hören will muss fühlen“ ist eine perverse Formulierung, und wir alle haben sie schon gebraucht. Es ist die Sprache der Rache, der Vergeltung; es ist

eine letzte tödliche Sprache, in der es keinen Raum mehr gibt für Nachdenken, Differenzierungen und humane Haltungen: es gibt nur *eine* Haltung, und das ist die der Konfrontation, der plumpen Reflexe, und dann darf geschossen werden, tausendmal in einer Nacht. Die Sprache der Zoombis lässt uns so stehen, frontal, Aug um Auge, bis an die Zähne bewaffnet, und was einzig noch erstaunlich ist, dass aus den entseelten Körperhüllen überhaupt noch so etwas wie Blut fliest. Allerdings: die Blutopfer sind vergebens, absolut sinnlos in einer Gesellschaft von Blutern.

Nein, unser Herzblut wird nicht vergossen. Das revolutionäre Postulat der Gleichheit ist entartet erfüllt worden: wir sind alle gleich, gleich gleichgültig, wir sind uns gleich-gültig. Die Gleichgültigkeit verbindet und isoliert uns gleichzeitig. Und nur aus dieser totalen Isolation heraus, aus der totalen Einsamkeit, kann jene gleich gültige Gewalt wachsen, die quasi auf Feinde sogar verzichten kann, weil es gleich ist, wen es trifft, weil es keine Individualität mehr gibt, keinen Unterschied und keine Unterscheidung mehr. Wir sind vermasst, und in der Masse gehen Demonstranten unter wie Polizisten; wir alle stecken in dieser Einheitssauce, die wir uns eingebrockt haben.

Wenn das Leben aber zur Routinesache wird, dann ist der Tod es auch. Irgend-



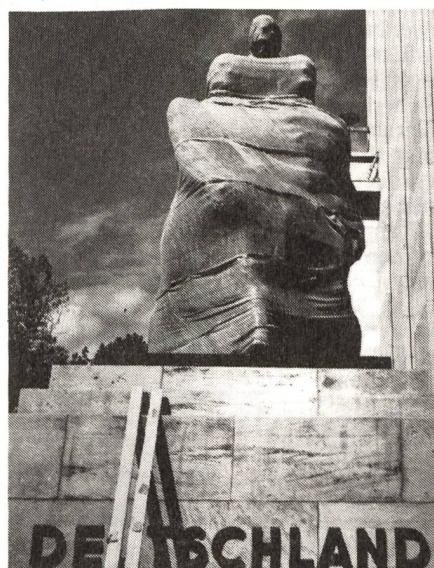


wann, vor nicht allzu langer Zeit, hat sich die westliche Menschheit von ihrer Kultur getrennt und unabhängig davon „entwickelt“. Und jetzt stehen wir vor Standgerichten und lassen uns erschiessen oder lassen schiessen. Nicht der Tod, scheint mir, sondern dieses Leben macht uns alle gleich; geist- und phantasielos, gleich gefühl- und körperlos.

Und was hat das mit den Vermummten zu tun, mit den Autonomen? Sie sollen sich, sagen die Rechthaber, zu erkennen geben endlich und sich zeigen, diese Feiglinge. Die Rechthaber haben, wie immer, Recht. Die Frage ist nur, ob diese mutige Aufforderung auch wirklich ernst gemeint ist. Denn schliesslich wäre es ja möglich, dass hinter den Vermummten wirklich noch ein paar Autonome stecken, und die könnten dann ihr (unverwechselbares) Gesicht zeigen, und es wäre vielleicht das wahre Gesicht der winzigen Selbstständigkeit, die noch übrig geblieben ist. Der jämmerliche Rest der geretteten Selbstverantwortung, reduziert auf ein Gefühl, auf Hass, auf ein Wort, NEIN. Ich bin überzeugt, dass die Entmummten uns verunstaltete, entstellte Gesichter zeigen würden. Will man das sehen? Will man das wirklich sehen?

Ich glaube nicht. Ich glaube an die Verschleierung von Tatsachen. Die Vermummten waren nicht immer verummt; die Betuchten hätten sie lange

sehen können, bevor DIE ihre Tücher schützend vor ihre sprachlosen Lippen wickelten. Und die Gesichtslosen aber waren beleidigt, als es solche Gesichter noch gab: aufständische, rebellische, fra-



gende, später resignierte, aggressive und hasserfüllte. Die jetzt Gesichtslosen, die jetzt Vermummten wollte man nicht sehen, als es noch Zeit gewesen wäre, eine menschliche Zeit, höchste Zeit.

Hüllen wir uns in Schweigen deshalb. Unser Wortschatz, wenn Worte denn ein Schatz sein können, hat sich erschöpft. Es gibt jedes Wort nur einmal. Und sparen wir uns also all die Worte, die man doch nur macht. Wir haben keine tausend Schuss und brauchen sie auch nicht. Stellen wir uns endlich, dann, und nur dann, müssen wir nicht angestrengt lauschen auf die zwei nächsten Schüsse in der weiteren Verdunkelung.

Wir alle gehören zu irgendeiner Dunkelziffer. Hüten wir unser Geheimnis, geben wir uns preis...

* * *

Und die Hoffnung? Und der Glaube? Ich denke schon, dass Weihnachten ein Fest der Hoffnung ist, der sehnsüchtigen Erinnerung. Früher, da waren wir ein bisschen jünger und die Hoffnungen waren es auch. Heute, uralt: die verdammt Hoffnungen sind geblieben, ewig jung und nicht auszulöschen. Zu hoffen, ist eine Qual. Abhängig und angewiesen sein auf den Glauben, dass es anders wird doch noch: gerechter, zärtlicher, verständnisvoller – zu glauben ist eine Qual. Aber wenn ich mich zwischen den quälen-

den Möglichkeiten des Lebens und der Erstarrung entscheiden muss, dann wähle ich den rasenden Schmerz. Weihnachten, das ist ein Traum. Es ist der Traum vom Leben. Und alles, scheint es, wirklich alles, spricht gegen ein mögliches Leben. Und doch haben wir den Traum und schämen uns ein bisschen, weil wir nicht gerne als Träumer bezeichnet werden. Aber, und wenn ich sonst auch nicht viel weiß: es sind die Träume, die uns leben lassen. Es sind die Träume, die uns menschlich machen. Und Weihnachten, das ist auch ein Protest, eine Aufforderung an uns alle, unsere Träume nicht zu verraten und nicht kaputt machen zu lassen von jenen, die sich ihrer blutigen Realitäten rühmen. Wenn wir uns die Träume stehlen lassen, dann geben wir unsere verletzte Menschenwürde auf, dann kapitulieren wir vor der Chance unseres Menschseins.

Weihnachten, das ist eine unstillbare Sehnsucht, das ist ein kindliches Verlangen. NEIN, sagen die Kinder, und es ist das erste Wort der Selbstfindung und Selbstbehauptung. Alle Wünsche sind kindlich, absolut und kompromisslos in ihrem Gespür für die Suche nach all dem Verlorengegangenen, dem Vermissten, dem, was uns fehlt, die Liebe. Wie aber soll man diese Liebe lieben können? Diese schmerzende, immer offene Wunde, diese wunderbare Wunde? Vergeblich pflastern wir sie zu, betonieren und versenken sie im Meer unseres Vergessens. Aber Weihnachten, das ist Ebbe und Flut, und die Flut überflutet uns mit Erinnerungen, und die Ebbe lässt uns weit hinausgehen in die offenen Wasser, wo überall, in den Algen und zwischen dem feingespülten Sand, zwischen Steinen und Muscheln, Teile von uns gestrandet sind und herausragen, und es ist aber schön und wir haben grosse, staunende Augen und einen Wunschzettel, auf dem wir draufstehen.

Mir träumte nicht, dass ich neu geboren und errettet worden bin in der Auferstehung. Mir träumte, dass ich aufgewacht bin und in meinem Leben stehe, ohne Angst, für niemanden bedrohlich, auch nicht für mich selbst.

Fritz H. Dinkelmann

Geb. 14.2.1950 in Zürich. Ich lebe als freier Schriftsteller und Regisseur in Heinrichswil/Solothurn.
Letzte Publikationen: „Das Opfer“, Roman, 1985, Suhrkamp. „Nach eigener Aussage“, Gerichtsreportagen, 1987, Suhrkamp.

